

Anstey Harris

Find
mich da,
wo Liebe
ist

Roman

Aus dem Englischen von
Silke Jellinghaus und Karolina Fell

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de



Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2019

Published by Arrangement with Anstey Spraggan.

Die Originalausgabe erschien 2018

unter dem Titel *Goodbye, Paris*

bei Simon & Schuster, New York

© 2018 Anstey Spraggan

© für die deutsche Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2019

Umschlaggestaltung: bürosüd* GmbH, München

Titelabbildung: Frau: Arcangel Images/© Elisabeth Ansley;

Hintergrund: © www.buerosued.de

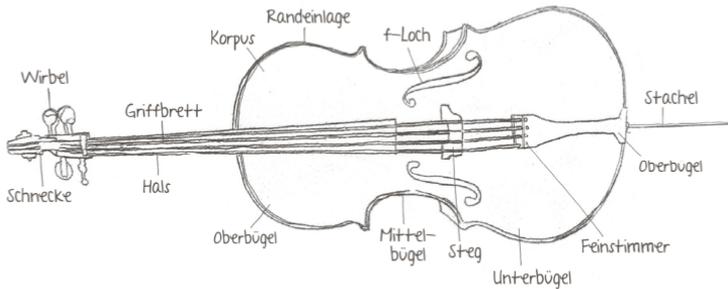
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-29141-3

Für Colin und Alba, weil ihr meine allerbesten Freunde seid.
Und für Jane Aspden, die sich in ziemlich harten Zeiten
als famoser Mensch erwiesen hat.



Was wir Cello nennen, heißt eigentlich Violoncello, daher kommt die Abkürzung »Cello«. Es gehört zur Familie der Violinen, während ein Kontrabass genau genommen zur Familie der Violen gehört.

Ein Cello besteht aus drei Materialien.

Der Körper ist aus Ahorn mit einer Fichtenholzdecke. Das Griffbrett, die Stimmwirbel und der Saitenhalter sind aus Ebenholz. Diese Teile haben eine sehr lange Lebensdauer; Ebenholz ist eines der härtesten Hölzer der Welt. Ahorn und Fichte sind nicht so robust wie Ebenholz, aber sie sind leichter und reagieren auf ganz besondere Weise auf Schwingungen.

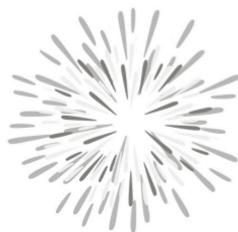
Das Instrument ist im Grunde eine Resonanzkammer in Form eines Kastens. Kein Instrumentenbauer, und übrigens auch kein Physiker, hat jemals die ursprüngliche Form und die Klangeigenschaften übertroffen, die im Cremona des siebzehnten Jahrhunderts vor den Augen Stradivaris, Guarneris und Amatis Gnade gefunden hätten.

Die Vorderseite eines Cellos wird »Bauch« oder »Decke« genannt. Sie besteht aus Fichte. Die F-Löcher sind beidseits des Stags in die Decke geschnitten und dienen hauptsächlich dazu, die Schallwellen aus dem Körper des Instruments entweichen zu lassen.

Hinter den F-Löchern liegen der Bassbalken und der Stimmstock. Ohne diese beiden Teile kann das Instrument nicht klingen. Der Stimmstock ist ein dünnes Holzstäbchen, das die Decke und den Boden des Resonanzkörpers verbindet und die Schwingungsstärke zwischen den beiden Ebenen moduliert. Der Stimmstock muss millimetergenau eingepasst werden, um Klangtreue erzeugen zu können. Er sitzt etwas unterhalb links vom Steg.

Der Bassbalken ist eine gewölbte und geglättete Kiefernholzleiste, die dem Stimmstock und dem Steg gegenüber auf die Innenseite der Decke geleimt wird. Der Bassbalken unterstützt den Stegrücken und verteilt die Schwingungen über die Länge der Decke.

Diese Schwingungen verwandeln sich in Klang – in die unverwechselbare Stimme des Cellos.



Kapitel 1

An dem Abend, an dem die Frau ins Gleisbett der Metro fiel, hatten wir uns in Davids Appartement in Paris getroffen.

Es war Ende Juli, einer dieser heißen, aufgeladenen Abende, an denen sich der Puls der Stadt bis zur Belastungsgrenze erhöht, während sie sich auf die hastige Abreise im August vorbereitet. Ladenbesitzer scheuchen ihre Kunden mit derselben Eile herum, mit der sie sich an einem der nächsten Tage auf den Weg zur Autobahn machen werden. Kinder sprudeln vor Aufregung, und die Jugendlichen unterhalten sich lautstark in der Sommerhitze. Sie alle werden in weniger als einer Woche aufbrechen und können es kaum erwarten. Ich war nie lange genug in Paris, um das nachempfinden zu können.

An diesem Abend hatten David und ich ein Konzert in der Musikakademie besucht. Es war ein Überraschungsgeschenk, eine romantische Geste.

»Die sind für dich«, sagte er und schob mir den Umschlag über den Frühstückstisch zu. Darauf stand ›Für Grace‹ in seiner eleganten Handschrift, die geneigten Buchstaben mit dem schwarzen Füller geschrieben, den er immer benutzt. »Du hast zu viel gearbeitet. Und ich«, er stand auf, kam auf meine Seite

des Tisches, schlang die Arme um mich und küsste mich, »war ein lausiger Partner.«

»Von wegen.«

David ist nie ein lausiger Partner. Er denkt an alles und überlässt nichts dem Zufall; auch das macht ihn so wahnsinnig anziehend.

Ich öffnete den Umschlag, und bei dem Blick auf das Programm verschlug es mir den Atem. Es hätte nicht besser passen können. David hat die Fähigkeit, Dinge in mein Leben zu bringen, von denen ich nicht einmal weiß, dass sie mir fehlen.

»Womit habe ich das verdient?«

»Da fällt mir schon was ein«, sagte David, »vielleicht, weil du den ganzen Weg bis hierher gekommen bist, obwohl du wochenlang nonstop gearbeitet hast? Vielleicht, weil du mir zweimal verziehen hast, dass ich nicht zu dir rübergefahren bin? Oder vielleicht einfach, weil du so schön bist.« Er schob meinen Teller weg, der eine Spur aus Aprikosenmarmelade auf dem Tisch hinterließ. Dann zog er mich hoch. »Falls du aber was für die Tickets tun willst, würde mir etwas einfallen.«

Lachend verschwanden wir wieder im Schlafzimmer.

In der verschnörkelten Pracht der Pariser Musikakademie saß ich mit angehaltenem Atem da, als die besten Schüler des Jahrgangs ihr Abschlusskonzert gaben. Ein junger Cellist, noch keine zwanzig Jahre alt, wurde Corellis ›La Folia‹ so gerecht, dass mir Tränen in die Augen stiegen. Als ich in seinem Alter war, habe ich jeden Tag sechs Stunden geübt, trotzdem konnte ich immer noch nicht so spielen; es lag nicht in meiner Natur.

David hatte ein perfekt gebügeltes Taschentuch in seiner Jackettasche, gab es mir und deutete lächelnd auf die dicken Tränen, die kurz davor waren, über mein Gesicht zu rollen.

Wir haben nur drei gemeinsame Tage. Zwei Nächte und drei wertvolle Tage in Paris, bevor ich die zweistündige Zugfahrt nach England antrete und er wieder nach Straßburg fährt. Wir versuchen, diese kurzen Reisen nicht mit zu vielen Unternehmungen vollzustopfen. Stattdessen kochen wir gemeinsam, schlendern über den Markt, suchen Gemüse aus und überlegen, welche Salatsoße wir machen wollen: alltäglich und behaglich, das ganz normale gemeinsame Leben.

Wir stehen spät auf und kuscheln uns früh wieder zum Schlafen zusammen. Die meiste Zeit bleiben wir im Appartement, trinken Kaffee auf dem Eisenbalkon oder machen es uns auf den großen Sofas gemütlich und hören Musik. Wir gehen nicht in Restaurants, und wir haben hier keine Freunde; das würde unsere wenige gemeinsame Zeit verwässern, Zeit, die durch ihre Knappheit zur Kostbarkeit wird.

Es ist eine Ausnahme für uns, die Metro zu nehmen, gemeinsam mit den Leuten, die nur noch nach Hause und raus aus der Innenstadt wollen. In der Station Porte de Pantin herrscht Gedränge, das war uns klar. Wir hätten abwarten, uns eine Weile vor irgendeine Bar in der Nähe setzen und den Schwalben bei ihrer abendlichen Mückenjagd zusehen können, aber wir wollten zurück. Ich fahre morgen Nachmittag ab; unsere gemeinsame Zeit ist so kurz, auf so wenige Momente konzentriert, dass uns sogar das herrliche Konzert wie ein kleiner Verrat erschienen ist.

David nimmt mich an die Hand, und wir zwängen uns zwischen den anderen Passagieren durch. Wir gehen die weiß gekachelten Gänge hinunter in den Bauch der überfüllten Station.

Über dem Bahnsteig hängt der Geruch von heißem Maschinenöl, der Geist eines Metrozuges. Auf der altmodischen Hinweistafel laufen die Anzeigen durch; der nächste Zug kommt gleich. Wir stellen uns darauf ein, uns durch die Menge zu drängeln, vorbei an Mädchen mit unglaublich dünnen Beinen

in bunten Hosen, jungen Männern in Jacketts, deren Ärmel sie mit einer einzigen perfekten Faltung zurückgeschlagen haben, sodass ihre schmalen Handgelenke zu sehen sind, alten Frauen in Gabardine-Regenmänteln.

Vor uns, beinahe direkt an der Bahnsteigkante, steht eine Frau. Sie trägt eine Art indisches Shalwar Kamiz in Schwarz und ein schimmerndes golddurchwirktes Tuch über Kopf und Schultern.

Es passiert viel zu schnell. Ich bekomme die Reihenfolge der Geschehnisse gar nicht mit, von ihren Folgen ganz zu schweigen. In dem einen Moment steht sie da, die Füße parallel zu meinen, ihre Schultern und ihr Kopf auf einer Höhe mit meinen, und im nächsten Moment ist sie verschwunden. Sie sackt zusammen wie bei einem Zaubertrick. Ich sehe ihre Knie einknicken, habe schon vor Augen, wie ihr Kopf auf dem Boden aufschlägt, und bin trotzdem nicht schnell genug, um sie aufzufangen. In diesem Bruchteil einer Sekunde habe ich nur eine Vorahnung, ich handele nicht.

Aber da ist kein Boden, auf den sie aufschlagen könnte. Sie stand ganz vorn an der Bahnsteigkante.

Jemand schreit, und ich höre den einfahrenden Zug herangrollen.

Ich schaue vor meine Füße, auf das Gleis dort unten, wo Mäuse huschen, auf ihren bewusstlosen und zusammengerollten Körper, in dem schwarz verdreckten Gleisbett.

Neben ihr ist David.

Weitere Schreie. Nicht meine, aber sämtliche Leute um mich schreien. Sie rufen Worte, die ich nicht verstehe. Ich bin vollkommen erstarrt.

»Oh mein Gott! Hilfe! Wir brauchen Hilfe!«, ruft David auf Französisch zum Bahnsteig herauf. Er ist halb aufgerichtet, ein Knie gebeugt und den Fuß gegen die Schiene gestemmt, mit dem anderen, gestreckten Bein steht er mitten im Gleisbett. Er

hat die Frau in den Armen, umschließt sie wie ein Baby, ihr Kopf hängt herunter, und ihr Tuch schleift über das Gleis.

Das Grollen des Drachens im Tunnel wird lauter. Der Lärm ist ohrenbetäubend. Wenn ich daran zurückdenke, nehme ich an, dass der machtlose Zugführer sie im Scheinwerferlicht sehen konnte.

Drei oder vier Männer knien sich an die Bahnsteigkante. Sie heben die Frau aus Davids Armen und geben sie nach hinten weiter. Wieder habe ich sie direkt vor mir.

Sie fassen David unter den Armen und Schulterblättern und hieven ihn nach oben, ein oder zwei Sekunden, bevor der Zug mit kreischenden Bremsen an genau der Stelle zum Halten kommt, an der sein Schatten noch präsent ist, an der seine Schweißtropfen auf den Gleisen schimmern.

Die Frau ist bewusstlos, und die Leute um sie herum machen einen Riesenwirbel. Sie liegt auf dem Rücken, und so wie ihre Gewänder jetzt fallen, erkenne ich, dass David nicht nur ein Leben gerettet hat, sondern zwei.

»Drehen Sie sie herum. Sie muss in die stabile Seitenlage gebracht werden. Sie darf nicht auf dem Rücken liegen, wenn sie schwanger ist.« Ich spreche Englisch, und niemand reagiert. Ich kaufe jedes Schwangerschaftsbuch, das neu herauskommt, selbst jetzt noch. In der Theorie bin ich eine Expertin für dieses Thema.

Ich schiebe mich an einem großen Mann vorbei, der sich über sie beugt, und fange an, sie in die stabile Seitenlage zu bringen. David ruft etwas in schnellem Französisch, und ich vermute, dass er den anderen sagt, sie sollen die Hände wegnehmen und dass ich das hinkriege.

Und ich schaffe es; die Frau ist zierlich, sogar etwas kleiner als ich. Während mir noch der Kopf schwirrt, denke ich, dass sie mit ihrem schweren Schwangerschaftsbauch wegen der Hitze ohnmächtig geworden ist. Ihr Puls ist gleichmäßig, ihr Atem

ruhig. Ich neige meinen Kopf zu ihren Lippen, um sicher zu sein, und sehe winzige schwarze Härchen über ihrer Oberlippe und das Rouge auf ihren Wangen.

Ein uniformierter Mann kommt eilig heran, bahnt sich mit Ellbogen einen Weg durch den Menschenauflauf. Schlitternd kommt er bei uns zum Stehen, und ich nehme an, dass es der Zugführer ist.

David ruft etwas auf Französisch in die Menge. »Ist hier jemand Arzt? Wir brauchen einen Arzt!«

Eine Frau schiebt sich nach vorn und geht neben mir in die Hocke.

»Je suis sage-femme«, sagt sie und legt der Frau die Hand auf die Stirn.

»Ich spreche nur Englisch«, sage ich, bevor sie weiterreden kann. Später erklärt mir David, dass sie gesagt hat, sie sei Hebamme, aber von mir aus hätte sie auch Floristin sein können. Ich wollte einfach nur, dass jemand anderes die Verantwortung übernimmt.

David nimmt meine Hand. »Komm.« Er zieht mich hoch und aus dem Weg. Dann dreht er sich zum Ausgang um und fängt an, mich durch die Menge zu führen.

»Sollten wir nicht warten, bis wir wissen, dass es ihr gut geht?«

»Wir brauchen Handyempfang, damit wir einen Krankenwagen rufen können.« Er rennt zur Rolltreppe, und ich stolpere atemlos hinter ihm her. »Ich laufe hoch, wir sehen uns oben.« Trotz seiner Eile dreht er sich um und lächelt mich an, um sicherzugehen, dass ich den ersten Schock verwunden habe und auf dem Weg nach oben bin.

Ich sehe ihn die Rolltreppe hinaufhasten; ein hochgewachsener Mann, vier oder fünf Zentimeter größer als die meisten anderen, breitschultrig und attraktiv. Sein Jackett ist so gut geschnitten, dass es sich kaum bewegt, während seine Ellbogen

wie Kolben arbeiten und er sich dem oberen Ende der langen Treppe nähert. Oben angekommen, verschwindet er, und ich beeile mich.

»Alles okay, Grace«, sagt er, als ich in die Vorhalle komme. »Der Zugführer hat einen Alarm ausgelöst. Der Krankenwagen ist schon unterwegs.« Er zieht mich an sich, beugt sich über meinen Kopf und vergräbt sein Gesicht in meinem Haar. Ich spüre die Anspannung in seinem Körper, kann das Adrenalin beinahe riechen. »Lass uns nach Hause gehen.«

Diese Bescheidenheit ist so typisch für ihn. Anerkennung wäre das das Letzte, was er haben wollte. Er weiß, wer er ist, und kennt seine Fehler. Seine Stärken spielt er herunter.

Um einen meiner wenigen französischen Sätze anzuwenden, *il est bien dans sa peau*: Er fühlt sich vollkommen wohl in seiner Haut.

Wir gehen auf die Straße und rufen ein Taxi. Draußen hat sich nichts verändert. Es ist schwül, es riecht anders als bei uns, der Gehweg ist trocken und stellenweise schmutzig, ich höre das Geplauder der Leute an den Tischchen vor den Cafés und die Geräusche von Paris.

Es fühlt sich nicht an, als wäre David eben beinahe ums Leben gekommen, oder schlimmer, dass ich untätig dagestanden habe und kurz davor war, mit ansehen zu müssen, wie ihn ein Zug überfährt und er plötzlich tot und einfach für immer weg gewesen wäre. All das wird uns erst später einholen.

Wir gehen in die Wohnung und schließen die Tür hinter uns ab.

In dem Taxi hatte ich über das reden wollen, was passiert war, aber David hatte den Kopf geschüttelt und den Zeigefinger auf die Lippen gelegt, eine Geste des Schweigens, der Geheimnisse. Diese Stadt, seine Stadt, ist klein. Es war mir nicht in den Sinn gekommen, dass der Taxifahrer Englisch sprechen könnte.

Zu Hause streift er die Schuhe ab und betrachtet seine Leinwandhose. An den Knien ist sie schwarz vor Dreck. Er geht zum Waschbecken und wäscht sich sorgfältig die Hände, wieder und wieder wendet er sie unter dem fließenden Wasser, seift sie dreimal hintereinander ein.

»Setz dich lieber mal hin, Schatz«, sage ich, stelle mich hinter ihn und schiebe ihm die Hände um die Taille.

»Oh Gott, tut mir leid. Alles okay mit dir?« Er dreht sich um und sieht mir ins Gesicht. »Du musst dich unheimlich erschrocken haben.«

Ich halte ihn fest, er reagiert darauf, indem er seine Arme um mich schlingt, und ich vergrabe mein Gesicht an seiner Brust. »Ich?«, frage ich ihn. »Du bist wirklich verrückt. Du wärst um ein Haar umgekommen und machst dir Sorgen um mich?«

»Ich musste einfach daran denken, wie ich mich fühlen würde, wenn du diejenige auf den Schienen gewesen wärst. Aber irgendwie habe ich auch überhaupt nicht nachgedacht, als es passiert ist. Es war Instinkt. Irgendwo gibt es jemanden, der für sie das Gleiche empfindet, was ich für dich empfinde. Diesem Menschen war ich das schuldig.«

Mir steigen Tränen in die Augen, und mir wird bewusst, dass ich ihn hätte verlieren können; einen Schreckmoment lang war ich auf diesem Bahnsteig überzeugt, dass dieser Abend so enden würde. Ich kann nicht einmal darüber nachdenken, wie es dann weitergehen würde, wie ich um David trauern sollte.

Ein Schauer überläuft mich, und ich umarme ihn fester. David küsst mich auf den Scheitel und löst sich von mir. »Ich glaube, wir brauchen einen Brandy.« Sein Lächeln ist zurückgekehrt, sein Gesicht hat wieder Farbe, und seine Haut wirkt glatt und weich.

»Trink das, Liebling«, sagt er und drückt mir ein Glas in die Hand. Mir wird bewusst, dass ich immer noch zittere.

Ich puste auf den Brandy, und die Alkoholdämpfe steigen

mir ins Gesicht. Meine Wangen röten sich. Ich trinke einen kleinen Schluck.

David hält sein Glas in einer seiner großen Hände. Die andere streckt er aus, um den Riegel der Balkontür hochzudrücken. Er zieht die Türflügel bis an die Wand zurück, und die Geräusche des Flusses und der Stadt fließen zu uns herein. Die Wirkung ist wundervoll beruhigend.

Von dem weiß gestrichenen Flur des Appartements gehen ein Schlafzimmer und ein luxuriöses Badezimmer ab. David sagt, dass er, falls nötig, seine Klienten in der Wohnung wohnen lassen will, aber soweit ich weiß, ist das bisher nie vorgekommen. Für alle Fälle hält er aber trotzdem diese unpersönliche, aber klassische Paris-Atmosphäre aufrecht; der Art-déco-Aufzug mit seinen eisernen Scherengitter-Türen und bunten Glasscheiben, die deckenhohen Balkontüren und ihre duftigen Vorhänge.

Die Fenster des Appartements in der fünften Etage gehen auf der einen Seite auf den Friedhof von Passy hinaus und auf der anderen zur Seine. Wenn man seinen Hals um die Ecke der Wohnung nebenan biegen könnte, würde man den Eiffelturm sehen; so aber muss man sich einfach darauf verlassen, dass er dort ist.

»Das Konzert war etwas ganz Besonderes«, sagt David, und mir fällt auf, dass ich es aufgrund des Unfalls vollkommen vergessen habe.

»Wusstest du, dass ›La Folia‹ gespielt wird, als du die Karten bestellt hast?«, frage ich neugierig. Corellis Vertonung eines einfachen Volksliedes gehört zu meinen immerwährenden musikalischen Top Ten, aber soweit ich mich erinnere, habe ich David das nie erzählt.

»Natürlich wusste ich das.« Er ist auf dem Balkon, lehnt sich an das Geländer und sieht mich durch die hohe Türöffnung an. »Außerdem liegt eine Aufnahme davon ständig in deinem

CD-Player, und als ich das letzte Mal bei dir war, hattest du die Noten auf deinem Notenständer.«

»Ich bin dir so dankbar. Ich liebe dieses Stück.«

»Deswegen habe ich es nicht gemacht«, er zieht die Augenbrauen bis beinahe zu seinem schwarzen Pony hoch, »sondern weil ich die Melodie von ›La Folia«, was übersetzt ›der Wahnsinn‹ bedeutet, jedes Mal im Kopf habe, wenn ich dich einen Raum betreten sehe.«

Er senkt den Blick bei diesen Worten. Sie sind nicht als Kompliment oder Angeberei gemeint; stattdessen sind sie ihm beinahe zu persönlich, zu romantisch. »Und jetzt, Liebling, musst du dir allein die Zeit vertreiben. Ich muss aus dieser dreckigen Hose raus. Und duschen will ich auch. Ist das okay für dich? Ich brauche höchstens eine Viertelstunde.«

»Ich habe mehr als genug zu tun«, sage ich. »Ich habe heute den ganzen Tag die Mails aus der Werkstatt nicht gecheckt.« Ich will nicht, dass er sich meiner wegen Sorgen macht, deshalb erwähne ich diese Alltäglichkeit mit vorgespülter Gelassenheit.

Ich klappe den Laptop auf, während im Hintergrund das Wasser von Davids Dusche auf die Fliesen plätschert. Diese Geräusche und das Wissen, dass er bei mir ist, erfüllen mich mit Zufriedenheit und dem Gefühl, geliebt zu werden.

Wenn ich in Paris bin, erscheinen auf meinem Startbildschirm immer die Schlagzeilen von Metronews; sie sind nicht zu anspruchsvoll für mein bescheidenes Französisch, und die Geschichten zu übersetzen verbessert meine Sprachkenntnisse. Aber ich brauche keinen Übersetzer, um die Titelstory dieses Abends zu verstehen.

Körnige Bilder einer Überwachungskamera zeigen die Silhouette eines Mannes auf den Gleisen der Metro. Ich klicke mich durch die Geschichte, »L'homme mystère« und »Héros du soir« sind ziemlich eindeutig, selbst für mich. Der mysteriöse Mann. Der Held des Abends. Es gelingt mir zu übersetzen, dass

es der jungen Frau gut geht, dass sie in der Hitze ohnmächtig geworden und David unendlich dankbar für ihre Rettung ist.

Es gibt einen Aufruf, um den Mann zu finden und ihm für seine Heldentat zu danken. In letzter Zeit waren die Nachrichten meist schlecht und beunruhigend, und Davids Einsatz scheint für Paris eine Art Gegengift zu sein. Unten auf dem Bildschirm blinkt eine Zeile. »Qui était-il?« Wer war er?

Keines der Bilder ist scharf genug, um mit Sicherheit sagen zu können, dass es David ist. Aber dass der Mann ungewöhnlich groß ist, dichtes, dunkles Haar hat und einen eleganten hellen Anzug trägt, sieht man trotz des Gedränges in der Metrostation. Allerdings würde niemand seine kleinere, unauffällige Freundin mit dem fedrig geschnittenen kurzen Haar und dem adretten hellgrünen Rock wahrnehmen.

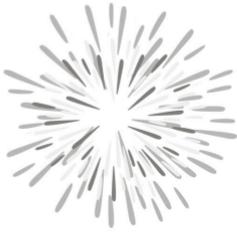
Weiter unten auf der Seite bemerke ich ein unscharfes Standbild, das mit einem schwarzen Rechteck und einem weißen Pfeil markiert ist. Angespannt lasse ich meine Finger über der Tastatur schweben. Es ist ein Video von einer Überwachungskamera der Metrostation.

Als ich auf Abspielen klicke, springt David die Rolltreppe hinauf, unverwechselbar für jeden, der ihn kennt. Hinter ihm versucht, unelegant und nicht annähernd so schnell, eine kleine Frau in einem hellen Rock, ihn einzuholen.

Jeder würde wissen, dass er es war, wir es waren. An der Art, auf die er sich umschaute, erkennt man, dass er persönliches Interesse an der Frau hinter ihm hat. Jeder konnte erkennen, dass wir ein Paar waren.

Selbst seine Frau.

Selbst seine Kinder.



Kapitel 2



Meine Heimreise verläuft ereignislos. Ich bin jedes Mal traurig, wenn ich nach England zurückfahre und David in Frankreich bleibt, aber das Ende dieses Besuchs war unerwartet und unangenehm. Die Ereignisse hatten mich in einen Schockzustand versetzt, durch den ich ängstlicher und anhänglicher wurde, als ich es normalerweise war; und David reagierte angespannt und empfindlich.

Ich musste ihm von der Aufnahme der Überwachungskamera erzählen, und sein Entsetzen war sofort sichtbar. Seine übliche Gelassenheit wurde von einem Adrenalinschub weggeschwemmt. Er zog sich ins Schlafzimmer zurück, schloss mit knallender Tür das Interesse der Medien, der Welt und, obwohl es nicht meine Schuld war, auch mich aus.

Sein schnelles Französisch hallte von den hohen Wänden der Wohnung wider. Während er ins Telefon schrie, hörte ich ihn hinter der Tür auf und ab gehen.

Als er wieder herauskam, war er linkisch und mit den Gedanken woanders. Er ging in die Küche und suchte in einer Schublade nach dem alten Zigarettenschächtelchen, das wir nach einem Fest zum Tag der Bastille im Vorjahr darin hatten liegen lassen. Er ging zum Rauchen auf den Balkon und zog die Fens-

tertüren hinter sich zu, damit sich der Geruch nicht in den Vorhängen festsetzte.

Als er wieder hereinkam, bat er mich, ihn nur zu umarmen, und eine ganze Weile lang versanken wir in Schweigen. Schließlich klingelte sein Handy, und der Bann war gebrochen.

David hat beschlossen, für ein paar Tage mit seiner Familie nach Spanien zu fahren. Das erzählte er mir als Letztes, kurz bevor ich abreiste. Dieser Überraschungsurlaub wurde von seinen Kindern zweifellos jubelnd begrüßt, weniger jedoch – so konnte ich mir vorstellen – von seiner Frau, die kein besonders spontaner Typ ist.

Obwohl sie noch im selben Haus wohnen, reden David und seine Frau inzwischen kaum noch miteinander. Wenn David sie anrufen muss, ist er einfühlend genug, um dafür zu sorgen, dass ich ihn nicht hören kann. Er geht in ein anderes Zimmer oder auf den Balkon oder raus auf den Bürgersteig, wenn er zu Hause anruft. Er tut sein Bestes, um mich nicht zu verletzen, um kein Salz in die Wunde zu streuen.

Ich habe mit den Jahren gelernt, den Gedanken an Davids Alltag zu vermeiden. Mir vorzustellen, dass David und seine Frau ein Schlafzimmer teilen, dass sie sich früher im Dunkeln unterhalten haben, so wie wir es tun, würde mir das Messer in einer auch so schon schmerzenden Wunde herumdrehen.

Meine Zweifel wegzuschieben ist für mich so natürlich geworden wie das Atmen. Ich habe darin schließlich acht Jahre Übung. Ich weiß, dass ich etwas Falsches tue; ich bin keine geborene Geliebte, keine routinierte Jägerin, die anderen Frauen den Ehemann wegschnappt, aber wie David und ich uns kennengelernt haben, die Art, auf die alles begann, unterscheidet sich grundlegend von den meisten anderen Liebesgeschichten. Unsere Beziehung hat, und hatte immer, ihre eigenen Beweggründe.

Jedes Mal, wenn ich nach Hause komme, stapelt sich die Post hinter der Tür. Diese kleine Mitteilungseruption hat etwas sehr Trostloses, sehr Unpersönliches. Sie erinnert mich daran, dass sich die Welt weiterdreht, während ich mit David zusammen bin, selbst wenn wir das Gefühl haben, verzaubert worden zu sein.

Ich gehe in meinem menschenleeren Haus umher und mache eine Bestandsaufnahme der Stille. Alles ist genauso ordentlich, wie ich es verlassen habe: Die Teppiche sind gesaugt, die winzigen Fasern von niemandem platt getreten, das abgewaschene Geschirr ist in die Schränke geräumt, die Tagesdecke liegt glatt und ordentlich auf dem Bett.

In meinem Bad sitzt eine Spinne in der Wanne. Sie ist rundlich und schwarz und eigensinnig. Wahrscheinlich sitzt sie schon seit Tagen dort, absolut sicher, dass dies ihre Wanne und ganz allein ihre Wanne ist.

Ich schubse sie sachte mit dem Zeigefinger an, will sie dazu bringen, auf meine Handfläche zu krabbeln, damit ich sie retten kann. Sie versucht, wegzulaufen, wütend und vergeblich.

»Ich will dir doch nur helfen«, flüstere ich ihr zu.

Ich sehe mich nach etwas um, das weich genug ist, um die Spinne zu retten. Dabei mache ich mir schon Sorgen, dass ich ihre zarten Beine verletzt haben könnte, als ich versucht habe, sie auf meine Hand zu schieben. Die Nagelbürste hat weiche Borsten, und die Spinne lässt sich widerwillig auf diesen Rettungsanker ein. Ich lege die Bürste und ihre wertvolle Fracht auf den Boden hinter dem Waschbecken. Als ich wiederkomme, nachdem ich meinen Waschbeutel ausgeräumt habe, ist die Spinne verschwunden. Es erleichtert mich, dass ich sie nicht verletzt habe. Nicht zum ersten Mal wird mir bewusst, dass ich ein Haustier brauchen könnte.

»Tja, dann sind es nur wir beide, tut mir leid«, sage ich zu der Spinne, die sich irgendwo versteckt.

Es ist zehn Uhr vormittags an einem ruhigen, friedlichen Tag; ich habe vieles, für das ich dankbar sein kann. David ist in aller Frühe nach Spanien abgefahren, und ich wollte ohne ihn nicht in dem Appartement bleiben. Um acht Uhr saß ich schon im Zug und fuhr durch England. Jetzt habe ich einen ganzen Tag vor mir, kann tun und lassen, was ich will, strahlende, stille Stunden. Niemand erwartet mich, niemand weiß, dass ich zurück bin.

Ich gehe hinunter ins Wohnzimmer und öffne die Fenster. Das hereinströmende Sonnenlicht scheint die Stille aufzuheitern, und ich fühle mich sofort besser, meine Laune hebt sich.

Zugleich stehe ich unter Spannung, denn ich weiß, dass ich die Zeit habe – und die Ruhe –, um zu spielen. Mein Cello lehnt in der Ecke, und seine Anziehungskraft ist hypnotisch. Bevor ich David kennenlernte, habe ich in jeder freien oder freigeschaufelten Minute Cello gespielt. Als ich mit ihm zusammenkam, fühlte ich mich – zum ersten Mal – nicht abgelenkt; es gab für beides, wenn auch abwechselnd, genügend Zeit in meinem Leben. Eines Tages, schwöre ich mir, werde ich beides zusammenbringen.

Ich hebe mein Cello von seinem Ständer. Ich setze mich und drehe an den winzigen Feinstimmern des Saitenhalters, um das Instrument zu stimmen. Ich zupfe an der A-Saite und spüre die Vibration an meiner Wange. Ich lausche auf die Note, schätze ab, wie dicht sie am idealen Klang ist.

Draußen zwitschern die Vögel in der Wärme, und gelegentlich rauscht ein Auto vorbei. Ich bin allein und bereit zu spielen.

Ich lasse mir die Auswahl durch den Kopf gehen, Melodien konkurrieren miteinander, um die eine zu sein, die ich ausuche. Es wird, wie immer, ›La Folia‹.

Ich nehme den Bogen aus dem Kasten.

Ich drehe den silbrigen Knopf am Ende des Bogens zwischen Daumen und Zeigefinger, die Bogenhaare straffen sich und ziehen sich eng zusammen.

Mit geschlossenen Augen stelle ich mir das Notenblatt vor, die ersten Takte von ›La Folia‹.

Ich lege meine Finger um das Griffbrett mit den Saiten, und die letzten vierundzwanzig Stunden fließen aus meinem Körper durch den Hals des Cellos und an seinem Stachel hinab in den Fußboden. Die Anspannung strömt von meinem Arm in das Holz des Bogens, und ich bin in einer anderen Welt.

Meine Knie spreizen sich, weiß und knochig, polstern den Unterbügel des Cellos, und die Schnecke bleibt, wo sie hingehört, gegen mein Ohr gelehnt. Das Cello nimmt seinen rechtmäßigen Platz ein, und ich werde zu nichts weiter als einem mechanischen Teil von ihm.

So habe ich es schon immer gemacht, so habe ich mich wiedergefunden, wenn ich nicht mehr weiterwusste. Als ich an die Musikhochschule kam, achtzehn Jahre alt und gelähmt vor Schüchternheit, als ich meine Eltern von dem Münzfersprecher im Flur aus anrief und sie hinterher noch mehr vermisste, spürte ich die Kraft meines Cellos, drückte mir die Fingerkuppen auf den Saiten platt und vergaß alles.

Ich spiele und spiele, überspiele Hunger und Durst, löse jede Ermüdung in meinem Spiel auf. Ich spiele mich über Davids Ehe hinweg, über seine Spanienreise und über meine Angst, als er unter dem Bahnsteig verschwand.

Ich spiele, bis die Welt wieder rund ist und die Abstände zwischen meinen Herzschlägen so regelmäßig sind wie der Takt in den Notenzeilen vor mir.

Jemand klopft ans Fenster. Wahrscheinlich war ich zu laut, meine Nachbarn wollen an diesem schönen Nachmittag ein Schläfchen halten und glauben, ich hätte meine Stereoanlage voll aufgedreht. Der Wohnzimmeruhr zufolge habe ich beinahe drei Stunden lang gespielt.

Wer auch immer ans Fenster geklopft hat, ist zur Eingangs-

tür weitergegangen. Die Türklingel schrillt durch den Klang der Noten, die noch in der Luft hängen. Sie zieht einen endgültigen Schlußstrich unter meine Melodie.

Es ist Nadia.

»Verdammt, Grace. Warst du das?« Sie steht entschlossen auf meiner Fußmatte, das Gesicht dicht vor meinem.

Ich bin zu langsam und klinge nicht gerade überzeugend.
»Was soll ich gewesen sein?«

»Das warst du, Grace. Du hast Cello gespielt. Ich dachte, es ist eine CD, verdammt.«

Mir wird so schlecht, dass ich mich übergeben könnte. Ich spüre, wie mir das Blut in die Wangen steigt und mir der Schweiß auf die Stirn tritt.

»Alles okay mit dir?«, fragt Nadia. Sie wirkt ziemlich besorgt.

Ich öffne den Mund, aber mir ist zu übel, um zu sprechen. Ich stütze mich mit einer Hand am Türrahmen ab.

»Verflucht, Grace, was hast du?« Nadia kommt in die Diele.
»Vielleicht setzt du dich besser hin.«

»Mir geht's gut.« Mein Mund ist staubtrocken, meine Zunge und Rachenmandeln scheinen zu groß. Ich versuche zu schlucken, doch es gelingt mir nicht. Meine Haut kribbelt, als sich jedes einzelne Härchen zur Verteidigung aufrichtet. Auf meinen Unterarmen bilden sich rote Panikflecken.

Schon allein der Gedanke daran, dass mich jemand spielen hört, kann bei mir zu Schwindelgefühlen und Atembeschwerden führen. Ich habe seit über zwanzig Jahren nicht mehr vor einem anderen Menschen gespielt. Ich drücke meine schwitzenden Handflächen aneinander.

»Willst du, keine Ahnung, ein Glas Wasser oder so? Tee?«

Nadia ist ernsthaft besorgt.

Ich nicke. Meine Schultern sinken an die Dielenwand. Ich wische mir die Hände am Rock ab, als müsste ich eingebildeten Schmutz loswerden – das Schamgefühl, gehört worden zu sein.

Für andere Leute sind Ratten oder der Anblick von Blut oder große Höhen der reinste Albtraum, aber für mich ist es das hier.

Nadia ist in der Küche, wendet mir den Rücken zu, während sie den Wasserkocher füllt. »Ist es zu warm für Tee? Sollen wir lieber was Kaltes trinken?« Sie öffnet den Kühlschrank. »Okay, dann also nein. Hier ist nämlich überhaupt nichts drin, Grace. Nicht mal Milch.« Sie hat nicht erfasst, wie ernst die Situation ist, nicht mitbekommen, wie aufgewühlt ich bin.

Ich zwingen mich zum Sprechen, hoffe darauf, das Thema wechseln und mich beruhigen zu können, bevor sie in die Diele zurückkommt.

»Ich war in Frankreich.« Ich klinge zickig. Ich weiß nicht, warum ich mich vor meiner siebzehnjährigen Samstagshaushilfe verteidige. Ich suche nach einem unverfänglichen Thema. »Wie ist es im Laden gelaufen, während ich weg war?«

Nadia hat für mich auf den Laden aufgepasst. Sie ist eine ruppige, angriffslustige Teenagerin, aber mit den Kunden vollbringt sie wahre Wunder. Sie beten sie an.

David kommt ohne jede Anstrengung mit Nadia zurecht. Die beiden harmonieren außergewöhnlich gut miteinander. Ich weiß, dass das an seiner Erfahrung mit Jugendlichen liegt. Er kann mit ihnen reden, ohne herablassend zu wirken, denn das tut er auch zu Hause, aber diese zudringlichen Gedanken wehre ich ab.

Letztes Jahr haben sich die beiden etwas ausgedacht – eine Überraschung für mich. Wenn ich an all ihre Vorwände und Planungen dafür denke, wird mir warm ums Herz. Die Cremona Triennale ist ein Instrumentenbauwettbewerb, der im wahrsten Sinne des Wortes als bedeutendster weltweit gilt. Er wird in vier Kategorien ausgetragen: Violine, Viola, Cello und Kontrabass. David beschloss, mich für den Cello-Wettbewerb anzumelden, und Nadia hat sich bereit erklärt, ihm alle Informationen zu geben, die er brauchte. Ich habe schon immer teil-

nehmen wollen, aber ich war dafür, wie für so vieles, das ich gerne tun würde, zu ängstlich. David war absolut überzeugt, dass ich es schaffen würde, trotzdem hatte er für den Fall, dass ich einen Rückzieher mache, dafür gesorgt, dass meine Anmeldung unter Dach und Fach war, bevor er mir davon erzählte.

Es geht bei dem Wettbewerb nicht nur um Eitelkeit oder Ruhm; die Gewinner jeder Kategorie werden weltweit als die Besten ihres Faches angesehen. Sammler von überallher möchten ein Instrument von ihnen haben, und die Preise gehen durch die Decke. Zu gewinnen würde für mich bedeuten, dass ich meinen Laden schließen und von zu Hause aus arbeiten könnte, einem Zuhause, das wesentlich näher bei David liegen würde.

Über das neue Cello zu reden ist mein Weg auf sicheres Terrain, mein Weg, um die Unterhaltung von meinen abgrundtiefen Ängsten abzulenken. Ich muss Nadias Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken. »Ich habe das Cello für Cremona fertig lackiert. Hast du es schon gesehen?«

Nadia will mir viel mehr davon erzählen, was sie über das Cello denkt, als ich bereit bin, mir anzuhören. Mein Blutdruck sinkt nur langsam. Ich habe ein unangenehmes Rauschen in den Ohren, meine Haut prickelt immer noch vor Wärme, aber Nadia ist nun mit ihren Gedanken woanders.

Während sie redet, verliere ich die Konzentration. Links von ihr hängen Bilder von David und mir am Kühlschrank. Das aus New York hängt direkt auf meiner Augenhöhe. Ich stehe Davids Lächeln gegenüber, der Art, wie er mir den Arm um die Schultern gelegt hat. Ich erkenne die unscharf abgebildeten Wolkenkratzer und die langen, geraden Straßen im Hintergrund.

Eines Tages, wenn wir unsere eigene Familie haben, werden sich diese tröpfelnden Momente in einen reißenden Strom verwandeln. David wird bei mir einziehen, er wird Gegenstände aus seiner Vergangenheit mitbringen, festes Inventar. Wir wer-

den Gästezimmer für seine älteren Kinder einrichten, und sie werden Fotos von den früheren Ferienreisen brauchen; dieser Trip nach Spanien wird fotografiert werden, wird so zu einem Teil ihrer Erinnerungen.

Vielleicht, irgendwann, wenn alles geregelt ist – wenn die Kinder, die David und ich haben werden, älter sind, im Schulalter oder im Studium, wird sich der Umgang mit seiner Ex-Frau normalisieren. Vielleicht wird auch sie neue Wege gehen, wieder heiraten, sich ihre eigene Sammlung aus Reisen, Erfahrungen und Fotografien zusammenstellen. Wenn das geschieht, werden die Bilder ihres gemeinsamen Lebens vielleicht zwischen den beiden Häusern, den beiden neuen Familien aufgeteilt.

»Und einer von den Kunden hat nur auf meine Titten gestarrt, während ich gespielt habe.«

Mit einem Schlag bin ich mit meiner Aufmerksamkeit wieder bei Nadia. »Was? Das gibt's doch nicht. Wer war das?«

»Niemand, aber du hast mir überhaupt nicht zugehört, verdammt, bis jetzt zumindest.«

Ich murmele eine Entschuldigung und gieße kochendes Wasser über die Beutel mit Kräutertee. Ich will diesen Tee nicht, und Nadia hat erst recht keine Vorliebe dafür, aber ich habe weder Milch noch Saft im Haus. In Wahrheit würde Nadia auch sonst nichts finden, wenn sie die Schränke aufmachen und nachsehen würde, aber das tut sie zum Glück nicht.

Ich muss Nadia fragen, was während meiner Reise nach Paris in meinem Laden los war, aber bevor ich etwas sagen kann, dreht sie sich um und starrt mich an. Ihre Augen glänzen wie die einer Amsel; ich könnte schwören, dass sie eine Beute anvisiert.

»Und warum weiß ich nicht, dass du so gut Cello spielst? Warum weiß das überhaupt niemand?«

Ich ziehe einen Stuhl unter dem Küchentisch heraus und setze mich. Ich sehe sie nicht an. »Lass es gut sein, Nad. Bitte.«

Ein älterer Mensch hätte vielleicht erkannt, dass er das Thema fallen lassen sollte, hätte die Kapitulation aus meiner Stimme herausgehört, aber Nadia ist erst siebzehn. »Du spielst wahnsinnig gut. Ehrlich, kein Witz. Ich hab echt gedacht, das wäre eine Studioaufnahme, verdammt. Warum hast du nicht schon früher gespielt?«

Meine Wangen ziehen sich nach innen zusammen. Meine Lippen sind so fest zusammengepresst, als wären sie versiegelt und der Spalt zwischen ihnen verschwunden. Nur David weiß, warum ich nicht vor anderen spiele; nicht vor anderen spielen kann, nicht einmal für ihn.

Ich stütze die Ellbogen auf den Tisch, lege mir die Finger über die Augen und massiere meinen Nasenansatz. Das macht meine Lippen wieder beweglich. »Ich bin von der Musikhochschule geflogen.«

»Das kann nicht sein.«

»Mit neunzehn. Ich rede nicht darüber. Habe ich noch nie getan.« Außer, denke ich, mit David – und selbst wenn ich David davon erzähle, erfährt er nicht alles.

Ich hatte mein Leben lang Blicke auf mich gezogen; ein Cello überallhin mitzuschleppen ist nicht gerade unauffällig. Ich passte nirgendwo dazu, bis ich an die Musikhochschule kam. Dort war ich endlich ein ganz normaler Mensch. Und mehr als das, denn ausnahmsweise war ich in etwas gut, in dem auch andere gut sein wollten. Das war in der Schule nie vorgekommen, dort interessierte sich niemand für Musik. Um in der Oberstufe respektiert zu werden, musste man gut Hockey oder Tennis spielen oder, das Allergrößte, einen Freund mit Auto haben. Ich habe in nichts davon geglänzt, ich wollte nicht mit anderen wetteifern.

An der Musikhochschule fand ich endlich einen Freund. Er war genauso lernbegierig wie ich und genauso schüchtern und still. Ein Junge mit glattem schwarzen Haar und weißen

geraden Zähnen. Ein Junge, der an dem Tag mit meiner besten Freundin geschlafen hat, der ohnehin schon der schlimmste Tag meines Lebens war.

»Ich wurde rausgeworfen«, sage ich zu Nadia, als mich die Erinnerungen zu überwältigen drohen. »Ich habe nicht mal das Grundstudium abgeschlossen.«

Ich drücke meine Finger auf den Küchentisch, um ruhig zu bleiben. Meine Fingernägel heben sich weiß von der fleckigen rötlichen Haut der Fingerkuppen ab.

»Na und? Du bist irre gut, verdammt. Spiel trotzdem.« Nadia ist begeistert von der Vorstellung. Sie ist zu jung, um zu verstehen, dass man im Leben nicht immer bekommt, was man will.

»Das ist nicht meine Stärke. Ich bin Restauratorin und Instrumentenbauerin. Keine Interpretin.«

Sie schüttelt langsam den Kopf. Nadia schminkt sich mit schwarzem Eyeliner, zieht einen dicken Strich um ihre Augen. An den Augenwinkeln verjüngt er sich zu einem winzigen Aufwärtsschwung, was ihre Mandelaugen noch umwerfender wirken lässt. Ihr Vater ist Araber, und sie hat den Teint und den Knochenbau von dieser Seite der Familie. Ihre Mutter ist eine große, schlanke Europäerin mit ausgeprägtem Stilgefühl. Nadia hat das Beste von beiden Elternteilen geerbt. »Die Hochschule ist nicht alles«, sagt sie entschieden.

»Nein?«

Ich bin kurz angebunden, fühle mich nicht wohl mit diesem Thema. Ich wünschte, sie würde nach Hause gehen.

»Wirklich nicht. Die haben keine Ahnung.« Sie lächelt mich versuchsweise an. »Du spielst also nie vor irgendwem? Nicht mal vor David?«

Ich schüttele den Kopf. Ich wünschte, es wäre anders.

»Willst du denn?« Nadia kann wirklich den Nagel auf den Kopf treffen. Es ist manchmal unglaublich, was ihr alles auffällt.

Ich möchte für David spielen, beinahe mehr als alles andere.

Ich habe es mit Beratungsgesprächen versucht, ich habe es mit Therapien versucht. Ich habe vor ihm gesessen – erstarrt hinter meinem Cello – und versucht, nicht zu weinen, bis er das Cello weggestellt, meine Hände in seine genommen und mich gebeten hat, mit dem zufrieden zu sein, was wir haben.

Wenn David eines Tages seine Frau verlässt und wir zusammenziehen, das weiß ich genau, wird alles gut. Ich werde für ihn spielen können, und er wird zufrieden dabeisitzen und zuhören.

»Jetzt ist dein Geheimnis jedenfalls rausgekommen«, sagt Nadia.

Ich habe noch das Bild von David im Kopf und zucke zusammen, weil ich denke, dass sie Bescheid weiß.

»Du bist eine brillante Cellistin. Spitzenmäßig.«

In der Hochschule war Nikolai Dernov an mir verzweifelt. Er war der angesehenste Professor an unserem Konservatorium und als Musiker und Lehrer weltweit anerkannt. Als ich den zweiten Monat dort war, wurde ich für seinen Meisterkurs ausgewählt – Nikolai Dernovs berühmtes Quintett. Ich weiß noch, dass ich zitterte, als ich den blassorangefarbenen Zettel aus meinem Postfach zog und meiner Mum am Telefon ehrfürchtig davon erzählte. Nur die Allerbesten spielten für Nikolai.

Wir drängten uns in einem kleinen Übungsraum zusammen, die Heizung war viel zu hoch eingestellt und die Luft zum Schneiden. Wir waren zu sechst, obwohl wir nur fünf sein sollten: Einer von uns spielte vom ersten Bogenstrich an ums Überleben. Ich wäre vor lauter Angst wahrscheinlich gleich wieder weggelaufen, wenn mich der dunkelhaarige Junge mit der Bratsche nicht angelächelt hätte.

Bei den knittrigen Notenkopien, die mit der Einladung in unseren Postfächern gelegen hatten, handelte es sich um Mozarts Streichquartett Nummer 5 in D-Dur. Er hatte eindeutig ein Stück herausgesucht, das wir vermutlich kannten, aber

Nikolai konnte unmöglich gewusst haben, dass ich in diesem Sommer einen dreitägigen Workshop meines Jugendorchesters besucht hatte, bei dem wir dieses Stück immer wieder geübt hatten. Ich konnte es beinahe mit geschlossenen Augen spielen.

Sobald wir zu spielen anfangen, vergaß ich die Hitze in dem Raum, meine klaustrophobische Schüchternheit und die Last dessen, was von uns erwartet wurde. Ich glitt durch die Takte und Codazeichen, wiegte den Kopf zur Musik und schloss die Augen vor Glück, als die Stimmen der anderen Instrumente in einem perfekten flüssigen Klang verschmolzen.

Als ich mich zu meiner Lieblingspassage des Stücks aufschwang, klopfte Nikolai mit der Handkante auf meinen Notenständer. Der Ständer schwankte, und plötzlich herrschte eine so vollkommene Stille, dass man das leise Zischen hören konnte, mit dem die Notenblätter auf den Fliesenboden segelten.

»Will ich hier ein Quintett aufbauen?«, brüllte Nikolai. »Oder einen Soloauftritt für eine Musikerin, die nicht weiß, was es heißt, gemeinsam zu spielen? Eine Musikerin, die zu arrogant ist, um etwas anderes als der Star zu sein?«

Die anderen im Kreis starrten mich an, ihre Bögen über den Saiten schwebend, ihre Finger dort erstarrt, wo sie gewesen waren, als Nikolai den Zauber unseres Spiels unterbrochen hatte.

Es war mir egal, was Nikolai als Nächstes sagte, solange er keine Antwort von mir verlangte. In meinem ganzen Leben hatte noch nie jemand so mit mir geredet, und ich hatte nichts zu sagen. Meine anderen Lehrer, Dirigenten und Mentoren hatten nur Lob für mich, hatten immer nur von meinem Talent gesprochen.

Ich biss die Zähne zusammen, damit meine Lippen aufhören zu beben.

»Und ihr anderen. Während diese junge Dame hier lernen muss hinzuhören, müssen Sie lernen, so zu spielen. Ich habe noch nie jemanden so vom Blatt spielen sehen.«

Ich starrte auf meine Füße, meine Wangen brannten vor Scham. Ich hätte ihm sagen sollen, dass ich nicht vom Blatt spielte, dass ich dieses Stück in- und auswendig kannte – aber mein Mund war erstarrt, und ich brachte kein Wort heraus.

Rechts von mir schob der dunkelhaarige Junge die Spitze seines Bogens ein Stückchen in meine Richtung. Es war eine winzige Geste der Solidarität, ein mikroskopischer Hinweis darauf, dass er mich nicht hasste, auch wenn mich Nikolai benutzte, um die anderen zu demütigen.

Und dann war es doch nicht ich, den Nikolai wegschickte. Es war der einzige andere Junge in der Gruppe, ein weiterer Cellist. Wir würden ein Streichquintett bilden. Zwei Mädchen, die Violine spielten, der dunkelhaarige Junge und ein schottisches Mädchen an der Bratsche und ich. Die einzige Cello-Hochstaplerin.

Bei jeder Probe danach verliebte ich mich ein bisschen mehr in Shota, den Jungen mit dem schwarzen Haar. Und bei jeder Probe wuchs Nikolais Überzeugung, die falsche Cellistin ausgesucht zu haben.

Nikolai Dernov war der letzte Mensch, vor dem ich gespielt habe. Er hätte meine panische Angst vor einem Auftritt, ganz gleich vor wem, vollkommen gutgeheißen. In den schlimmsten Träumen meiner einsamsten Nächte höre ich immer noch sein verächtliches Räuspern.